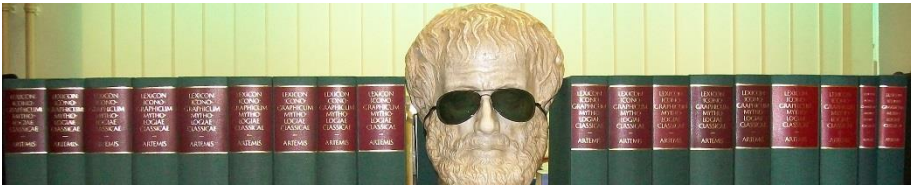
WIENER STUDIEN – Rezensionen, Band 131/2018, 56 – 81
© 2018 by Österreichische Akademie der Wissenschaften Wien

Rezensionen und Kurzanzeigen



Raimund Merker: Andreas F o u n t o u l a k i s - Andreas M a r k a n t o n a t o s - Georgios V a s i l a r o s (Hg.), Theatre World. Critical Perspectives on Greek Tragedy and Comedy, Studies in Honour of Georgia Xanthakis-Karamanos. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2017. (Trends in Classics – Supplementary Volumes. 45.) 373 S. ISBN 978-3-11-051491-9 *58*

Alfred Dunshirn: Gijsbert J o n k e r s, The Textual Tradition of Plato's *Timaeus* and *Critias*, Leiden-Boston: Brill 2017. (Mnemosyne Supplements. 400.) XVII + 548 S. ISSN 0169-8958; ISBN 978-90-04-32591-3 (hardback); 978-90-04-33520-2 (e-book) *60*

Sonja Schreiner: Xenophon, Ross und Reiter. Griechisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Kai B r o d e r s e n. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2018. (Sammlung Tusculum.) 176 S. ISBN 978-3-11-059423-2; e-ISBN (PDF) 978-3-11-059423-2 *61*

Sonja Schreiner: Xenophon / Arrianos, Jagd und Jagdhunde. Griechisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Kai B r o d e r s e n. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2018. (Sammlung Tusculum.) 208 S. ISBN 978-3-11-059563-5; e-ISBN (PDF) 978-3-11-059563-5 *62*

Sonja Schreiner: Jochen A l t h o f f - Sabine F ö l l i n g e r - Georg W ö h r l e (Hg.), Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption 28. Trier: WVT. Wissenschaftlicher Verlag Trier 2018. 264 S. Ill. ISBN 978-3-86821-757-5; ISSN 0942-0398 *63*

Herbert Bannert: Tonio H ö l s c h e r, Die Geschöpfe des Daidalos. Vom sozialen Leben der griechischen Bildwerke. Heidelberg: Verlag Antike e.K. 2017. 215 S. Ill. ISBN 978-3-946317-16-6 *65*

Sonja Schreiner: Cordula Bachmann, Wenn man die Welt als Gemälde betrachtet. Studien zu den *Eikones* Philostrats des Älteren. Heidelberg: Verlag Antike e.K. 2015. 268 S. ISBN 978-3-938032-84-8 *67*

George Karamanolis: Gareth D. W i l l i a m s - Katharina V o l k (eds.), Roman Reflections. Studies in Latin Philosophy. Oxford: University Press 2016. 320 S. ISBN-10: 0199999767; ISBN-13: 978-0199999767 *68*

Andreas Heil: Daniel S m u t e k , *idem sacra cano* – Komik und Mehrdeutigkeit in Ovids *Fasti*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač. Fachverlag für wissenschaftliche Literatur 2015. (Schriftenreihe altsprachliche Forschungsergebnisse. 11.) 316 S. ISBN 978-3-8300-8498-3 *71*

Sonja Schreiner: Christine W a l d e - Georg W ö h r l e (Hg.), Gender Studies in den Altertumswissenschaften. Gender und Krieg. Trier: WVT. Wissenschaftlicher Verlag Trier 2018. (IPHIS. Beiträge zur altertumswissenschaftlichen Genderforschung. 8. Herausgegeben von Barbara F e i c h t i n g e r - Therese F u h r e r - Georg W ö h r l e - Christine W a l d e.) VII + 210 S. ISBN 978-3-86821-758-2 *72*

Herbert Bannert: Sigrid S c h o t t e n i u s C u l l h e d - Mats M a l m (eds.), Reading Late Antiquity. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2018. (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. Hg. von Jürgen Paul Schwind. Neue Folge. 2. Reihe. Band 156. The Library of the Other Antiquity. Marco F o r m i s a n o [ed.]) 267 S. ISBN 978-3-8253-6787-9 *75*

Sonja Schreiner: Josef N. N e u m a n n, Behinderte Menschen in Antike und Christentum. Zur Geschichte und Ethik der Inklusion. Stuttgart: Anton Hiersemann 2017. (Standorte in Antike und Christentum. 8. Hg. von Marco F r e n s c h k o w s k i.) XI + 248 S. Ill. ISBN 978-3-7772-1713-0 *78*

Herbert Bannert: Karl Krumbacher, Leben und Werk. Herausgegeben von Peter S c h r e i n e r und Ernst V o g t. München: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Kommission beim Verlag C.H. Beck 2011. (Bayerische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte Jahrgang 2011, Heft 4.) 147 S. Ill. ISSN 0342-5991; ISBN 978-3-7696-16590 *80*

Herausgeber: *Herbert Bannert – Kurt Smolak*
Redaktion: *Sonja Schreiner*
Titelbild: *Sonja Reisner*

Rezensionsangebote erbeten an: klass.phil.rezensionen@univie.ac.at

Andreas Fountoulakis - Andreas Markantonatos - Georgios Vasilaros (Hg.), Theatre World. Critical Perspectives on Greek Tragedy and Comedy, Studies in Honour of Georgia Xanthakis-Karamanos. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2017. (Trends in Classics – Supplementary Volumes. 45.) 373 S. ISBN 978-3-11-051491-9

Der vorliegende Band ist eine Sammlung, mit welcher die umfangreiche akademische und wissenschaftliche Lebensleistung von Georgia Xanthakis-Karamonos gewürdigt wird. Mit der Festgabe wird eine ansehnliche Reihe von Ehrungen finalisiert, die mit der Ausrichtung der internationalen Konferenz *Social and Cultural Values in Greek Literature from the Archaic to the Byzantine Period* an der Universität der Peloponnes in Kalamata im Mai 2014 ihren geglückten Anfang nahm. Xanthakis-Karamonos, em. Professorin für antike Literatur, war in ihrer beruflichen Laufbahn langjährige Leiterin der Abteilung für Philologie an der Universität Athen, der Universität der Peleponnes, Direktorin des Forschungszentrum für griechische und lateinische Literatur der Athenischen Akademie sowie führende Persönlichkeit des neu gegründeten Forschungsinstituts für Byzantinische Kultur in Mystras. Zur Zeit bekleidet sie das Ehrenamt der Präsidentin der *Society of Greek Scholars* und das der Vizepräsidentin der *International Federation of Classical Studies* (FIEC).

Die Herausgeber versammeln in ihrem Band 20 nationale und internationale Gelehrte, die, unterteilt in die vier Kapitel „Tragedy and Comedy" (3–117), „Individual Plays" (121–231), „Reception" (235–310) und „Theatre and Music" (313–345), sich der übergeordneten Thematik der griechischen Tragödie und Komödie als auch deren Rezeption widmen. Neben den Kurzbiographien der einzelnen BeiträgerInnen (347–350) und einem Schriftenverzeichnis der zu Ehrenden (351–356) sind es vor allem der dem Sammelband beigefügte „Index Locorum" (357–364), der „General Index" (365–373) und der „Index of Greek Words" (375), welche das Werk in seiner Zusammenstellung und der damit verbundenen Modalität überaus positiv und praktisch wirken lassen. Gleiches gilt für die nach jeder Abhandlung beigefügten und teilweise sehr umfassenden Bibliografien.

Da es den normativen Rahmen dieser Rezension sprengen würde, hier alle Beiträge individuell zu besprechen, soll der Band lediglich in Form eines inhaltlichen Querschnitts für den interessierten Leser vorgestellt werden: Das erste Kapitel, das sich – ganz wie die beiden nachfolgenden – in Summe aus sechs Beiträgen zusammensetzt, schlägt einen systematischen Bogen von der Frage nach der Entwicklung und Herkunft des griechischen Dramas (Francisco Rodríguez Adrados, „Cult, Lyric and Komos: The Origins of Tragedy and Comedy, Once Again", 3–14) hin zu Erörterungen nach der Verbreitung und Expansion des postklassischen Dramas in der östlichen Hemisphäre (Andreas Fountoulakis, „When Dionysus Goes to the East: On the Dissemination of Greek Drama beyond Athens", 75–117). Beide Arbeiten formen die chronologische und inhaltliche Klammer, in welcher die Philanthropie der Götter in Tragödie und Komödie (Alan H. Sommerstein, 15–31), die Menschen im Drama des Aischylos (Suzanne Saïd, 33–47), die inszenierte Allegorie (Chris Carey, 49–64) und die besondere Poetik der aristophanischen Komödien (Bernhard Zimmermann, 65–74) zur Vorstellung gebracht werden. – Ganz ähnlich gestaltet sich auch das zweite Kapitel, in dem einerseits zentrale Bühnencharaktere aus den Tragödien des Aischylos, Sophokles und Euripides im Zentrum der jeweiligen Untersuchungen stehen, andererseits sprach- und literaturwissenschaftliche Problemfelder angegangen werden. So stellt

Franco M o n t a n a r i seine Interpretation der figürlichen Transformation der Klytaimnestra aus Homers *Odyssee* in jene in Aischylos' *Agamemnon* zur Diskussion (121–136), während Justina G r e g o r y sich mit der Figur des sophokleischen Aias und seinem homerischen Prototypen aus der *Ilias* auseinandersetzt (137–155). Eine Fragestellung zur sophokleischen Arbeitsweise verfolgt auch Francis D u n n, der die dramatische Funktion der Apollon-Figur aus der *Elektra*-Tragödie in den Nukleus seines Interesses stellt (157–169). Andreas M a r k a n t o n a t o s' narratologische Untersuchung der Kaufmann-Szene aus Sophokles' *Philoktetes* (171–179), das moralische und politische Verhalten und die Poetik der euripideischen *Elektra* am Beispiel der Orest-Rede 367–390 von Ioannis N. P e r y s i n a k i s (181–212) sowie die narrativ und rhetorisch geprägte Arbeit von Milagros Q u i j a d a S a g r e d o der *Iphigenia in Aulis*-Tragödie des Euripides (213–231) prägen den sprachwissenschaftlichen Teil dieses inhaltsstarken Abschnitts.

Es ist das breite Feld der Antikenrezeption, das das dritte Kapitel dominiert, wobei die Herausgeber den Schwerpunkt in Summe auf die Rede und das Epos gelegt haben. Solcher Art stellt Paul D e m o n t einen kurzen Abschnitt aus Demosthenes' Rede *De falsa legatione* vor, den man, seiner These folgend, als Anmerkung zu Sophokles' *Antigone* 175–190 zu verstehen hat (235–241), während Antiphons erste Rede „Gegen die Stiefmutter" von Michael E d w a r d s (243–250) als eine Erinnerung an die Orest-Situation in Aischylos' *Orestie* interpretiert wird. Ganz ähnlich argumentiert auch Eleni V o l o n a k i in ihrem Beitrag, der sich um Elemente aus Euripides' verlorener Erechtheus-Tragödie dreht, die der Staatsmann Lykurg zur strategischen Argumentation seiner Hochverratsanklage/-rede gegen Leokrates verwendet haben soll und in der er die Bürger von Athen an die überlieferten Werte und Traditionen als Basis der politischen Grundordnung erinnert (251–268). Mit führenden Persönlichkeiten aus der Politik respektive mit monarchischen Herrschern, die sich als dramatische Autoren versuchten – beginnend mit der hellenistischen Epoche und Alexander dem Großen bis zu Julius Cäsar und seinem (verlorenen) *Ödipus* –, setzt sich André H u r s t in seiner Arbeit auseinander (269–276). Anhand der tragischen lemneischen Episode aus den *Argonautika* (1.609–909) des Apollonios Rhodios macht Georgios V a s i l a r o s den strukturellen und poetischen Einfluss des attischen Dramas (und hierbei insbesondere des Euripides) auf das Epos deutlich (277–294). Das Kapitel schließt mit dem thesenreichen Versuch von John D a v i d s o n ab (295–310), die zugrundeliegenden und eingeflossenen antiken Mythen und Tragödien in der tragischen Liebesgeschichte von Tristan und Isolde sichtbar zu machen. Hierfür schlägt D a v i d s o n einen chronologischen Bogen zu den einzelnen Überlieferungen und Bearbeitungen vom 12. Jh. bis zu den episch-musikalischen Werken Richard Wagners. Wagner ist an dieser Stelle auch der finale Stichwortgeber für die letzten beiden Beiträge. Unter dem Überbegriff „Theater und Musik" behandeln im vierten Kapitel Evangelos M o u t s o p o u l o s die nicht unwesentliche Rolle der Musik in Platons *Symposion* (313–316) und Egert P o e h l m a n n das enge Verständnis von Musik und Theater in den Schriften *Poetik* und *Politik* (VIII 6. 1340b 20–1342b 34) des Aristoteles (317–345).

Es darf knapp festgehalten werden, dass den Herausgebern ein qualitativer Band gelungen ist, der die ganze (altphilologische) Breite der Beschäftigung mit dem antiken Theater und seinen Dramen widerspiegelt. Vermisst hat der Rez. lediglich den einen oder anderen Beitrag, die eine oder andere konkrete Bemerkung, die sich näher mit Aufführungsfragen beschäftigen und die dramatische Praxis der Griechen stärker miteinbeziehen, da dies in der modernen Beschäftigung mit dem antiken Theater/Drama zur Klärung – gerade auch von sprach- und literaturwissenschaftlichen Fragen – nicht mehr außen vorgelassen werden darf.

Raimund Merker

Gijsbert J o n k e r s, The Textual Tradition of Plato's *Timaeus* and *Critias*, Leiden-Boston: Brill 2017. (Mnemosyne Supplements. 400.) XVII + 548 S. ISSN 0169-8958; ISBN 978-90-04-32591-3 (hardback); 978-90-04-33520-2 (e-book)

Mit diesem Band legt der Verf. eine Neuausgabe seiner Dissertation vor, die er um eine Dokumentation der indirekten Überlieferung des *Timaios* und *Kritias* erweitert und deren Zeugnisse er zwar für die ursprüngliche Arbeit gesammelt, aber nicht publiziert hat. Als ein Hauptergebnis der Studie kann gelten, dass J o n k e r s durch das eingehende Studium aller relevanten Handschriften in Abhebung von den bisherigen Textausgaben oder Studien zur *Timaios*-Überlieferung neue primäre Quellen ausfindig machte. Darüber hinaus wertete er bislang nicht berücksichtigte und in den bestehenden Verzeichnissen nicht erwähnte sekundäre Handschriften aus, so den *Olomoucensis* M 31 (64).

Interessante Einsichten zu aktuellen Diskussionen zur Konstitution des Platontextes generell bietet das einleitende Kapitel „Method of Research", wo unter anderem die gegenwärtige Haltung der Forschung zur Frage der Kontamination skizziert wird. Von allgemeinem Interesse ist auch der erste Teil des Buchs zum „*Status Quaestionis*", in dem man über die Geschichte der Platoneditionen der letzten 200 Jahre und ihre unterschiedlichen Einschätzungen der Wertigkeiten der primären Handschriften informiert wird.

Der zweite, umfangreichste Teil des Werkes ist der direkten Überlieferung gewidmet. J o n k e r s beschreibt zunächst ausführlich die von ihm als primäre Zeugen erachteten Handschriften nach verschiedenen Kriterien, wobei er die Detailforschungen der letzten Jahre zu einzelnen Textzeugen einfließen lässt (wie beispielsweise zur Besitzgeschichte des *codex Parisinus 1807*, 66–68), um danach ausführlich auf das Verhältnis der Handschriften untereinander einzugehen. Hierbei legt er zuerst die Argumente für ihre Unabhängigkeit dar und dann ihre möglichen Abhängigkeiten von gemeinsamen Exemplaren oder der indirekten Tradition. J o n k e r s ist im Unterschied zu anderen Gelehrten sehr zurückhaltend bei Äußerungen zur Frage, ob eine gemeinsame Quelle der handschriftlichen Tradition rekonstruiert werden kann. Er ist jedoch zuversichtlich, dass anhand der erhaltenen Textzeugen zwei antike Traditionslinien ausfindig zu machen sind, die mindestens bis zum Anfang des 2. Jh. n. Chr. rückverfolgbar sind.

Ein weiteres Kapitel dieses zweiten Teils ist den sekundären Handschriften gewidmet, in Bezug auf deren interessante Lesarten J o n k e r s die Frage aufwirft, ob diese auf Konjekturen oder eine ansonsten verlorene antike Tradition zurückzuführen sind (vgl. auch 40). In analoger, jedoch wesentlich knapperer Form geht er dann die Überlieferung des *Kritias* durch, den Abschluss des zweiten Teils bildet ein ebenfalls sehr aufschlussreiches Kapitel über die ersten Druckausgaben der zwei in Frage stehenden Dialoge sowie über zwei Papyrusfragmente.

Im abschließenden dritten, ebenfalls sehr umfangreichen Teil bespricht J o n k e r s die indirekte Tradition des *Timaios* und *Kritias*, wobei er neben der griechischen und lateinischen auch die armenische und arabische Überlieferung berücksichtigt. Die penible Auflistung der antiken und mittelalterlichen Zeugnisse im mehr als 100 Seiten umfassenden *Index Testimoniorum* (gefolgt von einer Liste der die Zeugnisse überliefernden Autoren) bietet gewiss – ebenso wie das gesamte Werk – eine enorm wichtige Hilfestellung für künftige Editionen der beiden untersuchten Platondialoge.

Alfred Dunshirn

Xenophon, Ross und Reiter. Griechisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Kai B r o d e r s e n. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2018. (Sammlung Tusculum.) 176 S. ISBN 978-3-11-059423-2; e-ISBN (PDF) 978-3-11-059423-2

Mit der griechisch-deutschen Ausgabe von Xenophons *Hipparchikos* und *Peri hippikes* legt Kai B r o d e r s e n ein für Altphilolog/innen und Pferdefreund/innen gleichermaßen interessantes Bändchen vor. Aus den beiden Werken erwächst zum einen ein plastisches Bild des idealen Kavalleriekommandanten, der strategischen Kriegsführung und der Heerestaktik im Altertum, zum anderen eine Darstellung der komplexen Reitkunst nebst Pferdeauswahl und erstaunlich gewaltfreier Erziehung unter Berücksichtigung natürlicher Verhaltensweisen. Fragmente aus Simon, die Xenophon-Vita des Diogenes Laërtios und ein gut ausgewähltes Literaturverzeichnis runden das ansprechende Buch ab.

Eine leser/innenfreundliche Besonderheit, die den Zugang zu den doch sehr speziellen Texten von unterschiedlichen Stufen des Vorwissens aus ermöglicht, ist die „Einführung", die neben den üblichen biographischen Daten zum Autor „Fachbücher[n] und Fachbegriffen" (von der Anatomie des Pferdes über Ausrüstungsgegenstände bis zu den hohen mit der Pferdehaltung verbundenen Kosten) und der Bedeutung der Kavallerie in Athen viel Platz einräumt. Hinzu treten zentrale Informationen zur Textüberlieferung, die erkennbar für interessierte, aber nicht darauf spezialisierte Leser/innen gestaltet sind, und ein Kurzabriss über „[D]ie Welt des 4. Jahrhunderts v. Chr." Jeder Teilbereich ist mit einer Majuskel als Kürzel versehen (z. B. „K" für „Körper des Pferdes" oder „T" für „Taktik und Befehle"). Kommt ein Begriff aus einem dieser Themenfelder im Text vor, ist er mit dem hochgestellten Großbuchstaben (im Rang einer Fuß- oder Endnotenzahl) versehen, und jemand, der mit den fachwissenschaftlichen, realienkundlichen oder fachsprachlichen Wörtern nicht vertraut ist, kann im entsprechenden Abschnitt in der „Einführung" nachschlagen. Gerade im Feld der Anatomie kann das hilfreich sein, da die antiken Texte die Beingelenke des Pferdes genaugenommen falsch bezeichnen, weil sie den ‚Bauplan' (unkritisch) auf menschliche Extremitäten umlegen, ohne zu beachten, dass Pferde Zehenspitzengänger sind.

„Ross und Reiter" ist insofern gewinnbringende Lektüre, da aus dem Studium der Texte die menschliche Sorgfalt(spflicht) gegenüber den Pferden in für diese Zeit ungewohnter Deutlichkeit hervortritt. Den Passagen, die den Kavalleristen – allen voran dem Hippiarch – und deren Wohlergehen gewidmet sind, stehen mindestens so viele gegenüber, die den Stolz der Männer auf ihre Rösser, die Sorge um ihre Sicherheit, die Vorbeugung von Krankheiten und sanfte Erziehung mittels positiver Verstärkung und unter expliziter Ablehnung von Gewalt thematisieren. (Der Hinweis, dass Krankheiten – wie beim Menschen – im Frühstadium einfacher zu kurieren sind als im fortgeschrittenen Stadium, würde die Möglichkeit zur Erweiterung auf pferdemedizinische Abhandlungen bieten. Zugleich liegt hier ein früher Beleg für Komparativmedizin in der Praxis vor.)

Das symbiotische Verhältnis von Mensch und Tier wird insbesondere in *Peri hippikes* sehr gut sichtbar. Dass B r o d e r s e n beide Traktate in einem Band vereint, hat ihm nicht nur der verwandte Inhalt, sondern Xenophons eigene Verweistechnik nahegelegt. Pferd und Mensch, eben ‚Ross und Reiter', sind als gleichberechtigte Partner präsentiert, beide müssen beständig trainieren, um zu reüssieren, nur gemeinsam sind sie ein starkes und unschlagbares Team: im Krieg und im Frieden. Dabei ist Xenophon realistisch genug anzumerken, dass es neben untalentierten Pferden auch unbegabte Reiter gibt.

Diese kurze Übersicht sollte ausreichend überzeugende Ansatzpunkte bieten, um Xenophon jenseits von *Anabasis*, *Kyropädie* und *Apologie* nicht nur wahrzunehmen, sondern auch zu rezipieren. B r o d e r s e n s Ausgabe ist ein mehr als empfehlenswerter Einstieg.

Sonja Schreiner

Xenophon / Arrianos, Jagd und Jagdhunde. Griechisch-deutsch. Herausgegeben und übersetzt von Kai Brodersen. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2018. (Sammlung Tusculum.) 208 S. ISBN 978-3-11-059563-5; e-ISBN (PDF) 978-3-11-059563-5

Den *Kynegetikos* des Xenophon, das gleichnamige Werk des Arrian und die entsprechenden Abschnitte aus dem *Onomastikon* des Pollux (Iulius Polydeukes) – letztere hier erstmals zweisprachig – hat Kai B r o d e r s e n in „Jagd und Jagdhunde" zusammengefasst und mit einer thematisch vielfältigen Einleitung versehen. Zu Leben und Werk treten Basisinformationen zu antiken Jagdtechniken, Fachtermini aus der Kynologie und Jägersprache und zu Mythen, in denen Hunde eine wichtige Rolle zukommt, da all diese Themenbereiche Inhalt und Struktur der hier edierten und übersetzten Werke in hohem Maße prägen, aber bei den wenigsten der modernen Leser/innen in gleicher Intensität präsent sind. Wer sich in der Mythologie auskennt, weiß möglicherweise nicht, was ‚Lichter', ‚Blume' und ‚Rute' im Fachjargon bedeuten, und wer mythologisches Wissen hat, muss nicht mit waidmännischer Terminologie vertraut sein. Aus diesem Grund hat sich der Verf. dazu entschieden, in seinen Übersetzungen allgemein verständliche Begriffe zu verwenden und die Fachbegriffe in Klammern hinzuzusetzen – ein durchaus probates Mittel. (Zusätzlich fügt er immer wieder Rückverweise ein, um allen Leser/innen eine rasche und bleibende Durchdringung des Inhalts zu ermöglichen.)

Die direkte Gegenüberstellung der drei Texte macht Abhängigkeiten und Bezugnahmen geradezu idealtypisch sichtbar. Dazu treten von Arrian explizit angesprochene Ergänzungen zu Xenophon, mit denen er, ohne den Ruhm seines Vorgängers zu schmälern, stolz seinen eigenen Wissensstand zeigt. Pollux wiederum erläutert detailliert die Funktionsweise aller Jagdutensilien, die bei Xenophon und Arrian kommentar- und voraussetzungslos erwähnt werden. Dieser Vergleich wiederum zeigt die unterschiedlichen Zugänge verschiedener Gattungen bei gleichzeitig abweichender Leseradressierung.

Bemerkenswert an allen Texten ist, dass stets Hündinnen der Vorzug gegenüber Rüden gegeben wird, wenngleich für beide Geschlechter angegeben wird, ab welchem Alter sie zur Jagd eingesetzt werden können, in welcher Lebensspanne Hündinnen trächtig werden und Rüden als Deckrüden eingesetzt werden sollen (im übrigen mit Abweichungen von Autor zu Autor). Dazu kommen Ausführungen zu den besonderen Talenten jedes der beiden Geschlechter. Gemeinsam ist allen Autoren, dass trächtige und laktierende Hündinnen nicht zur Jagd eingesetzt werden dürfen – eine wichtige und richtige Einschränkung, die später auch von Grattius in den *Cynegetica* aufgegriffen wird. Erziehung mittels Orientierung an artspezifischem Verhalten und positive Verstärkung mit Lob und Belohnungen dominieren die Texte.

Einen eigenen Abschnitt widmet Xenophon geeigneten Hundenamen, worauf Arrian dankbar aufbaut. Die beschriebenen Jagdmethoden sind naturgemäß grausam und brutal: eine traurige menschliche Grundkonstante, gab und gibt es doch ausreichend Personen, die die Jagd als Sport sehen und – um die Tiere zu nennen, die in den hier präsentierten Texten besonders

prominent sind – die Leidensfähigkeit von Hasen, Hirschen und Wildschweinen negieren oder zumindest ignorieren.

„Jagd und Jagdhunde“ ist ein in mehrfacher Hinsicht bemerkenswertes Buch: Zum einen gibt es schonungslos Einblick in die Jagdgepflogenheiten des Altertums und hilft beim Verstehen (nicht beim Verständnis) der waidmännischen Haltung. Zum anderen illustriert es die enge Beziehung zwischen Hund und Mensch – besonders augenfällig bei Arrian, der eine von Xenophons Hündinnen, Horme, namentlich hervorhebt, um die Erinnerung an sie über Generationen sicherzustellen. (Andere Zeugnisse der ‚Erinnerungskultur‘ sind Grabepigramme, die Pollux in seine Darstellung aufgenommen hat.) Zudem empfiehlt er zur Steigerung der Bindung an ihren Menschen, dass die Hündin im Bett ihres Halters schläft. (Dass Hündinnen nicht gemeinsam schlafen sollen, weil sie sonst Räude bekommen, ist jedoch eine Fehleinschätzung, ebenso dass sie tagsüber anzubinden sind, damit sie für die Jagd ausgeruht sind; ein später Reflex hievon findet sich in Phaedrus’ berühmter Fabel *Canis et lupus*, in der der Hund das genretypisch selbst erzählt.)

Wer also über die durchaus wertschätzende, zuweilen sogar liebevolle Beziehung zwischen Mensch und Hund und über die realen Umstände bei Treib- und Hetzjagden mehr erfahren will, für den ist dieser Tusculum-Band der geeignete Einstieg in ein weites Feld, zumal der Herausgeber zahlreiche Verweise auf weitere antike Texte einflicht, die mögliche Vertiefungsrichtungen vorgeben. Hinzusetzen könnte man freilich noch vieles. Neben vielem anderem aus Mittelalter und Neuzeit in erster Linie die entsprechenden Abschnitte aus Plinius’ *Naturalis historia* – wegen der dort ebenso gebotenen thematischen Vielfalt von bemerkenswerten Hund-Mensch-Geschichten über talentierte Jagdhunde bis zur Schilderung arttypischen Verhaltens (hiezu mehr in Gabriela K o m p a t s c h e r G u f l e r - Franz R ö m e r - Sonja S c h r e i n e r, Partner, Freunde und Gefährten. Mensch-Tier-Beziehungen der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit in lateinischen Texten, Wien: Holzhausen 2014) – und natürlich die (fragmentarisch erhaltenen) *Cynegetica* des Grattius, nicht zuletzt wegen der dort noch abenteuerlicheren Herleitung einiger Hunderassen als es bei Xenophon und Arrian bereits der Fall ist.

Sonja Schreiner

Jochen A l t h o f f - Sabine F ö l l i n g e r - Georg W ö h r l e (Hg.), Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption 28. Trier: WVT. Wissenschaftlicher Verlag Trier 2018. 264 S. Ill. ISBN 978-3-86821-757-5; ISSN 0942-0398

Der bereits 28. Band der interdisziplinären Reihe „Antike Naturwissenschaften und ihre Rezeption“ vereint in bewährter Tradition thematische Vielfalt bei gleichzeitigen Bezugslinien zwischen einzelnen Beiträgen (cf. die Besprechung von Band 27 in diesem Heft, 20–22). Die ersten beiden Autorinnen widmen sich in sehr umfangreichen Aufsätzen der aristotelischen Naturphilosophie: Agata M a k s y m c z a k, „Die Aristotelische Natur als ein Prinzip“ (11–38) und Katharina E p s t e i n, „Mensch und Tier (θηρίον) bei Aristoteles“ (39–80). M a k s y m c z a k, der die Gleichsetzung von *arche* mit *causa efficiens* und *causa finalis* zu kurz greift, liefert eine neue Interperation dieses zentralen Begriffs und möchte damit eine weitere Spezifikation von *physis* im aristotelischen Œuvre erzielen. Schritt für Schritt und unter Einbeziehung von Aristoteles’ Vorgängern entwickelt sie auf Basis ihrer Schlüsseltexte Phys. 1 und Met. 5,1 ihre Theorie, um schließlich den Nachweis zu führen, dass das aristotelische Prinzip nicht mit der Substanz eines Dings gleichgesetzt werden kann, sondern vielmehr ein Strukturierungselement ist, wodurch die Prozessualität unterstrichen und die Natur zum Bewe-

gungselement wird. – E p s t e i n setzt es sich zum Ziel, auf Basis einer auf dem TLG fußenden Wortfrequenzanalyse zu bestimmen, worin sich das aristotelische Verständnis „nichtmenschlicher Lebewesen" von demjenigen von „Tieren" unterscheidet. In der *Politik*, den beiden *Ethiken*, den sogenannten kontroversen Büchern und der *Historia animalium* 8–9 ist eine besonders hohe Dichte an „Tieren" zu verzeichnen. Die Verf. kann zeigen, dass enge Beziehungen zwischen der *Eudemischen Ethik*, den kontroversen Büchern und der *Historia animalium* bestehen, exakter noch: dass die ethischen Schriften Einfluss auf die Zoologie ausgeübt haben. Einleitend geht E p s t e i n der Wortgeschichte nach und legt eine detaillierte (und dankenswerter Weise mit Kontexten versehene) Wortstudie bei Aristoteles vor, die in etwa die Hälfte des Beitrags einnimmt. Daran schließen sich „Anknüpfungen an ethische Schriften anderer Autoren" (62–65), insbesondere Platon und Xenophon, und Bemerkungen zur „Sonderstellung von *Hist. an.* VIII und IX" (65–68), die E p s t e i n in der stärkeren ethischen Durchdringung begründet sieht. Dies leitet über zu „Grauzonen der tierischen Psyche" (68–72) mit vielen Beispielen zu tierischer Klugheit, zum intentionalen Handeln, zum kognitiven Vermögen und der Parallelisierung von Tieren und Kindern.

Manuela B u f a l o, „Sulla identificazione di tre animali (Eliano, *De natura animalium* XV, 15): esegesi del passo e proposte di emendamento testuale, con osservazioni sull'ordine interno dell'opera" (81–134) beginnt mit einer kurzen Übersicht zu Aelians Werk und setzt mit einer sehr ausführlichen zu Buch 15 fort. Gerade in dessen 15. Kapitel gibt es Korruptelen, die sie ausführlich und mit vielen Konjekturen diskutiert, um schließlich ihren Textvorschlag (128) zu präsentieren. Der Beitrag ist mustergültig für den Erkenntnis- und Mehrwert von Textkritik.

Ragnar K i n z e l b a c h, „Systematik im Tierreich – von Klassifizierung zu Konzepten" (135–162) liefert einen grundlegenden Beitrag zur Geschichte von Klassifizierungskonzepten in der Biologie. Der besondere Wert des Aufsatzes liegt in der übersichtlichen Darstellung hochkomplexer Materie für Nichtnaturwissenschaftler/innen und erhält zusätzlichen Reiz durch die instruktive Gegenüberstellung von aussagekräftigen Passagen aus unterschiedlichen Gattungen der altgriechischen Literatur: Wie Aristoteles und Homer einen Oktopus beschreiben, kann als genosabhängiges Musterbeispiel für Präzision (und deren Gegenteil) gelten. Nach der Lektüre dieses Beitrags und dem Studium der zahlreichen (farbigen) Abbildungen hat sich dem Nicht(meeres)biologen eine Fülle an Spezialwissen so erschlossen, dass nachhaltige Faktensicherung in hohem Maße wahrscheinlich erscheint.

Wolfgang H ü b n e r, „Wie soll der neunte Planet heißen? Griechische Mythologie heute" (163–226) erläutert die wechselvolle Geschichte der (Um)benennung von Himmelskörpern (incl. gescheiterter Versuche wie den Anstrengungen, die u. a. von Franz Werfel [!] unternommen worden, um die Planeten mit christlichen Namen zu versehen). Der Verf. gibt minutiöse Einblicke in die Benennungssystematik und bietet eine Fülle von z. T. kuriosen Details, die ebenso spannende wie tief blicken lassende Lehren über die wahren Hintergründe von Namensgebung gewähren.

Klaus R u t h e n b e r g und Apostolos G e r o n t a s, „Säuren in der Antike und frühen Neuzeit" (227–242) widmen sich der „Frühgeschichte der Chemie", die „sehr häufig auf die (physikalische) Materieperspektive begrenzt" (227) wird. Die Verf. wählen „die (chemische) Stoffperspektive, in der die Reaktivität und die (aktiven wie passiven) Dispositionen im Zentrum des Interesses stehen" (227). Sie gehen zurück bis auf Platons *Timaios* (66a–b) und Demokrits Atomlehre und streichen die Bedeutung von Aristoteles (in Kombination mit hellenistischen und arabischen Einflüssen) für die Alchemie im Mittelalter heraus, wobei interessanterweise in einschlägigen lateinischen Texten durchgehend *aqua* für Säure steht.

Sylvia U s e n e r, „Mit Geduld und Spucke. Jesus von Nazareth, Kaiser Vespasian und die ‚Wunder' der Medizin" (243–260) bewertet Speichel als (tatsächliches) Heilmittel, wenn auch weniger in der Ophthalmologie, und als Element von Wunderheilungen im Neuen Testament – und durch Vespasian. Fünf Passagen aus vier Evangelien thematisieren explizit die Heilung von Augenkranken. Im Gegensatz zur gängigen Therapiepraxis (z. B. durch Handauflegen oder Worte) kommt Speichel zum Einsatz. Ähnliches gilt für eine Historienstelle bei Tacitus (4,81) bzw. in Suetons Kaiserviten (7,2) und auch bei Cassius Dio (65,8), wo Vespasians applizierter Speichel Spontangenesung bewirkt. Diese Heilungen werden als Wunder klassifiziert. Gleichzeitig kommt Speichel in der medizinischen Literatur (von Plinius maior bis Marcellus Empiricus) therapeutischer Effekt zu – bei aller Vorsicht, die mit der Gewährssicherheit dieser Texte immer verbunden ist. U s e n e r kommt zu dem pointierten Schluss (259): „Dass Jesus und Vespasian für die Blindenheilung Speichel verwendeten, ist kein Wunder – dass die Heilung mit Speichel gelang, schon eher."

Durchwegs umfangreiche Bibliographien ermöglichen weitergehende Vertiefung in ebenso spannende wie spezialisierte Gebiete – so speziell und präzise, dass 261 sogar noch einige (winzige) Corrigenda zu AKAN 26 (2016) und 27 (2017) nachgetragen sind. – Die Vielfalt des Bandes besticht in gewohnter Weise. Das Konzept dahinter geht idealtypisch auf, denn genau so funktioniert gelebte Transdisziplinarität: demokratisch und bunt, ohne jemals oberflächlich oder dilettantisch zu werden.

Sonja Schreiner

Tonio H ö l s c h e r, Die Geschöpfe des Daidalos. Vom sozialen Leben der griechischen Bildwerke. Heidelberg: Verlag Antike e.K. 2017. 215 S. Ill. ISBN 978-3-946317-16-6

In diesem aus einer im Jahre 2015 am Musée du Louvre in Paris präsentierten und in französischer Sprache publizierten Vortragsreihe hervorgegangenen Buch macht H ö l s c h e r nachdrücklich und in immer wieder neu gewendeten Ansätzen darauf aufmerksam, dass die Welt der Griechen (und Römer) zu allen Zeiten von einer außerordentlichen, geplant hergestellten und in das Leben und Erleben der Menschen eingebundenen Sicht von Bildern bestimmt war. Es sind Kunstwerke, die nicht geschaffen wurden, um individuelle Befindlichkeiten und Vorstellungen von Künstlern zu präsentieren und in bestimmten geschlossenen Zusammenhängen (Ausstellungen, Museen) betrachtet zu werden, sondern es sind Kunstwerke, die den Konzepten einer umfassenden Weltsicht, einer Glaubensintensität entsprechen und deshalb mit der Lebenswelt der Menschen immer und überall verbunden waren. „Die Gemeinschaften der griechischen Poleis bestanden nicht nur aus den lebenden Menschen. Es waren ‚konzeptuelle Gemeinschaften', zu denen ebenso auch die Götter und Heroen der Vorzeit und die verstorbenen Vorfahren der jüngeren Vergangenheit gehörten." (17) Die Menschen lebten in „konzeptuellen Zeitphasen", die Vergangenheit erstreckte sich über die Zeit der unmittelbaren Vorfahren und deren Generationen und hob sich in die Zeit des Mythos, die als Teil der Geschichte gesehen wurde und in Form von Bildwerken ebenso zugegen war wie die Vorfahren mit ihren geschmückten Gräbern.

H ö l s c h e r argumentiert und entwickelt seine Darstellung in vier Kapiteln. (1.) „Was ist ein Bild im antiken Griechenland?" mit Überlegungen zur grundsätzlichen Funktion der Bildenden Kunst und zu den Auswirkungen eines Lebens mit Bildern; (2.) „Die Entstehung der griechi-

schen Welt der Bilder: Eine imaginäre Gesellschaft“ mit der Begründung für das von Hölscher anschaulich gewählte Modell einer „konzeptuellen Gemeinschaft von Menschen und Bildern“. Die Aufzählung der einzelnen Abschnitte zeigt die Linie und den Aufbau der Argumentation: „Heiligtümer: Präsenz im Angesicht der Gottheit“, „Gräber: Präsenz der Toten“, „Gemalte Gefäße und bildliche Diskurse“, „Menschenbilder“, „Künstlertum und Gesellschaft“. Das folgende Kapitel (3.) „Politische und kulturelle Identität im klassischen Griechenland: Triumph oder Risiko?“ weitet die Fragestellung aus auf die Selbstsicht der Bürger einer griechischen Polis, ihre Identität in dieser, und verknüpft dies mit der sie umgebenden Welt der Symbole, einer Welt, in der öffentliche Denkmäler der Selbstrepräsentation von Städten und führenden Personen dienten (in Athen erstmals mit der Aufstellung der Statuen des Harmodios und Aristogeiton auf der Agora) und Vasenbilder die Erzählungen des Mythos tradierten und die Alltagswelt der Menschen durch ihre Repräsentation an die Erinnerung weitergaben. Das letzte Kapitel (4.) „Gesten des Pathos, Pluralität der Kulturen und die Semantisierung der Formen in der hellenistischen Kunst“ wendet die Erkenntnisse u. a. auf die bildende Kunst zur Zeit Alexanders an und lenkt den Blick auf das mit der Repräsentation nunmehr verbundene Pathos, die Darstellung von Emotionen und einen neuartigen Realismus, die sich im Hellenismus entwickeln, und weist darauf hin, dass erst in dieser Zeit etwas Neues hinzukommt, das die Künstler und die Kunstwerke nachhaltig beeinflusst: das Sammeln von Kunstwerken und deren damit einhergehende Konzentration an bestimmten Orten, die eine neuartige Form von Bildern als Umgebung schafft.

Das Buch erinnert an Bekanntes und lehrt eine wichtige, oft neuartige Sicht auf die Dinge. Einen wesentlichen Beitrag dazu leisten die Abbildungen teils sehr bekannter Kunstwerke, die das Buch durchziehen, und die dank der Lektüre mit einer anderen Sichtweise betrachtet werden. (Einzelne Druckfehler sind nicht sinnstörend und leicht aufzulösen, störend hingegen ist eine durchgehende Verwirrung bei Verweisen auf die Abbildungen.)

Die griechische Kulturgeschichte, die archäologische Betrachtung von Kunstwerken und das Wissen um die gesellschaftlichen Verhältnisse in Griechenland werden mit diesem wichtigen Buch bereichert. Hölscher begründet Bekanntes, versieht es mit oft übersehenen Fakten und schafft eine theoretische Grundlage, die es ermöglicht, die Lebenswelt der Menschen in der Antike realistisch und nicht museal zu sehen. Während wir heute von einer, aus Gewohnheit gar nicht immer real wahrgenommen Welt der Bilder mit politischen Inhalten und vor allem mit Werbung und Publizität umgeben sind, fehlte der letzte Punkt, jedenfalls in der für uns ganz gewöhnlichen Intensität, in der Antike. Dessen Platz wurde von der bildlichen Konfrontation mit Gestalten des Mythos, der Götterwelt und der Heroenzeit bis herab auf die jeweilige Lebenszeit der Menschen eingenommen.

„Das Auffallendste an Denkmälern ist nämlich, daß man sie nicht bemerkt. Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler.“ (Robert Musil, 1936). Das mag in vielen Fällen heute gelten, in der Antike war das genaue Gegenteil der Fall. Nachdrücklich auch darauf aufmerksam zu machen und dies in einer anschaulichen und fundierten Darstellung zu zeigen, ist der Grundgedanke dieses Buches. Das Vorhaben ist dem Autor in bewundernswerter Weise gelungen.

Herbert Bannert

Cordula Bachmann, Wenn man die Welt als Gemälde betrachtet. Studien zu den *Eikones* Philostrats des Älteren. Heidelberg: Verlag Antike e.K. 2015. 268 S. ISBN 978-3-938032-84-8

Die Monographie ist die überarbeitete Fassung einer 2013 vom Fachbereich Griechische Philologie der LMU München angenommenen Dissertation (bei Oliver Primavesi). Auf „Vorüberlegungen" zur „Bildbetrachtung als ästhetische Erfahrung" und eine ausführliche Einleitung von fünfzig Seiten zu Autor (mit Familienstammbaum 20) und Überlieferung – als Textgrundlage dient die Wiener Ausgabe von 1893 unter der Ägide von Otto Benndorf und Karl Schenkl –, zum Proömium im Besonderen und der Ekphrasis im Allgemeinen, zu der Frage nach Echtheit oder Fiktionalität der beschriebenden Bilder und der Rezeption bei Johann Wolfgang von Goethe (theoretisch im Text *Philostrats Gemälde*) und Moritz von Schwind (praktisch umgesetzt im Philostrat-Saal in Karlsruhe, den die Verf. mit einer schematischen Darstellung 237 kurz vorstellt) folgen gut ausgewählte kommentierte Interpretationen aus den insgesamt 65 Texten (Hymnensängerinnen; Hippolytos; Kassandra; Thessalien; Palaimon; Antaios – allesamt aus dem zweiten Buch). Ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ein hilfreiches Sachregister erleichtern den Leser/innen den Zugang zur komplexen Materie.

Die „Janusköpfigkeit" (29) des programmatischen Paratexts spiegelt sich im Haupttext: „Philostrat stellt beim Betrachten der Bilder Beobachtungen zu kunsttheoretischen Phänomenen an von der Art, wie er sie im ersten Teil des Proömiums vorgetragen hat, und exemplifiziert sie sozusagen an fiktionalen Gemälden." Die Echtheitsfrage löst die Verf. pragmatisch (49): „Die Lösung des Problems haben diejenigen vorbereitet, die Philostrats Bilder als einen fiktionalen Text gelesen haben. Denn um die besonderen Merkmale der Malerei exemplarisch aufzuzeigen, muss es nicht genau die Bilder gegeben haben, an denen Philostrat seine Musterinterpretationen vornimmt, es muss nur Bilder derselben *Art* gegeben haben." Zur Untermauerung listet Bachmann einige „Fiktionalitätssignale" (50) auf: darunter die Anonymität der Bilder und des Sammlers und verfremdete intertextuelle Bezüge auf Statius und Dion von Prusa.

Die Verf. hat ihre Textauswahl unter den Gesichtspunkten des breiten (und typischen) Figurenrepertoires, den Bezügen zu unterschiedlichen Literaturgattungen, den Darstellungsmöglichkeiten von Landschaft(en) und den Prinzipien von Statik vs. Dynamik gewählt. Die Hymnensängerinnen, die das zweite Buch eröffnen, sind zudem kunsttheoretisch so programmatisch, dass sie als zweites Proömium gelten können. Sämtliche Texte werden passagenweise im griechischen Original und in deutscher Übersetzung präsentiert und kommentierend interpretiert. Der Verf. gelingt es – dank Philostrats Formulierkunst, die er als Rhetor der Zweiten Sophistik professionell beherrschte, und ihrer eigenen Darstellungstechnik – Bilder vor dem geistigen Auge ihrer (und Philostrats) Leser/innen entstehen zu lassen. Verweise innerhalb der Monographie ermöglichen es, in Philostrats Wort- und Bilderwelt einzutauchen, die Kunstwerke mit allen Sinnen zu erfahren, integriert der Autor doch Geräusche, Gerüche und haptische Elemente (235): „Dabei ist Philostrats Bildbetrachtung nie reine Affirmation, sondern immer auch Analyse. Sie führt den Blick des Lesers bald auf dieses, bald auf jenes Detail, appelliert an sein Vorwissen oder seine psychologisch-menschliche Lebenserfahrung und provoziert seine Deutungs- und Kombinationsfähigkeit. Erinnerung und Phantasie sind die Produktivkräfte, die Philostrat beim Bildbetrachter zu wecken sucht und wodurch er auch die Kunst*rezeption* zu einem kreativen Vorgang macht. Das Ineinandergreifen von sprachlichen und bildlichen Zeichen nutzt Philostrat, um die künstlerische Kommunikationsstruktur der

Malerei transparent zu machen, denn, so zeigen es die *Eikones*, Malerei ist Kommunikation." – Und Cordula B a c h m a n n s Buch ist eines, das man lesen muss, da es in Interpretation und Kommentar die *Imagines* zum Leben erweckt.

Sonja Schreiner

Gareth D. W i l l i a m s - Katharina V o l k (eds.), Roman Reflections. Studies in Latin Philosophy. Oxford: University Press 2016. 320 S. ISBN-10: 0199999767; ISBN-13: 978-0199999767

Latin philosophy is a well established field of ancient philosophy and classics. The present volume, comprising papers from a conference at Columbia University, aims to develop and cultivate it further. What makes this section of ancient philosophy distinctive is first the realization that Latin authors such as Lucretius, Cicero, Seneca, and Augustine are not merely reporters and sources of views of Greek philosophical schools, but rather philosophers on their own right. The second feature that unites them is the use of Latin for philosophical purposes; for that aim these authors often needed to enrich, expand and cultivate the Latin vocabulary systematically in order to accommodate in Latin philosophical nuances which were absent in that language but existed in Greek. Cicero often speaks about that process in his philosophical writings. Third, there are specific social conditions and historical developments in Roman times that shape philosophical discourse and philosophical debate, such as the particularly hierarchical structure of the Roman society and of the Roman political system. In their introduction the editors, Gareth D. W i l l i a m s and Katharina V o l k, discuss the distinctive features of Latin philosophy and summarize each of the thirteen papers. In the following I will try to present them briefly and stress what is especially valuable in each of them.

In the first paper, "Philosophy and *philosophi*", Harry H i n e focuses on the sense of *philosophus* in Latin. He cites passages from Cicero, where he presents himself as dedicated to philosophy but not as philosopher, that is, not as a professional philosopher. Apparently the term *philosophus* in Latin, H i n e suggests, does not mean "friend of wisdom" or "philosopher" as the Greek equivalent, in *Metaphysics* A, for instance, where Aristotle suggests that as philosophers count those who are concerned with the principles and causes of reality; in Latin the term *philosophus* means rather "professional teacher of philosophy". It is for that reason, H i n e claims, that Cicero very rarely uses the term, not even for Plato and Aristotle, and also not for himself. In my opinion, this paper is an excellent opening of the volume. It shows that the term *philosophus* in Latin has different connotations than the Greek word it translates, and this explains its different, functional use, pointing specifically to teachers of philosophy.

The next paper, Katharina V o l k's "Roman Pythagoras", addresses the topic of Pythagoreanism in Latin philosophy. The origins of Pythagoreanism are in Southern Italy and in this sense it represented a local, that is, Italian school of philosophy, unlike all other philosophical schools that flourished in Athens. V o l k draws our attention to passages from Cicero and Seneca that treat Pythagoras as a countryman of the Romans. She also shows that educated Romans already in the 2nd c. BCE were familiar with Pythagorean literature and Pythagoras's doctrines. The culmination of this tradition is of course Nigidius Figulus, who not only portrays himself as a follower of Pythagoras, but apparently set out to lead a Pythagorean community. And probably he understood this as loyalty to an indigenous Roman tradition of philosophy.

In “Philosophy in the Streets” James G e t z e l argues that Cicero is not the first writer of prose philosophy, as we may tend to assume given his charismatic way of writing, but there were several others who wrote prose philosophy in Latin, as Cicero’s own writings actually suggest. Brutus, Varro, Cato, and Cassius are among those mentioned by Cicero as writers of philosophical works and indeed some of them, G e t z e l claims, may have opened philosophy to the many, unlike Cicero who often in his philosophical writings suggests that philosophy is for the few. Varro, for instance, wrote many Menippean Satires which, from what we know, frequently had philosophical concerns. Many fragments of those are written in the first person, a feature suggesting a conversation mode of dealing with philosophical issues. To claim, however, as G e t z e l does, that Cicero was a snob in trying to transmit the impression that philosophy is for an elite, is somewhat far-fetched, I suppose. Philosophy was very diverse also in the Greek speaking world, some of it destined for a wider audience and some for an inner circle. Cicero takes the trouble to deal with technical issues of Greek philosophy, to present them to us accurately, and to explain them to us, such as the Stoic and Academic theories of knowledge for instance. Given the available evidence, Cicero is clearly a pioneer in this regard.

The next paper, one of the best in the volume, confirms precisely the conclusion mentioned above. Tobias R e i n h a r d t in “To See and to Be Seen. On Vision and Reception in Lucretius and Cicero”, undertakes a careful examination of the use of *videre* and *videri*. The terms play an important role in the presentation of the theories of perception and knowledge of the Epicureans, the Stoics, and the Academics by Lucretius and Cicero. While *videre* can clearly have two uses, a phenomenal one, suggesting the visual awareness of something, and a relational one, suggesting the mere gazing at something, the use of *videri* is more unclear. As a passive verb it can combine the phenomenal and the relational use. R e i n h a r d t establishes that *videri* is used when a judgment is made about what is seen, about a certain impression, which we also characterize to be true, that is, an impression that appears to us veridically. This is a specific, philosophical use of *videri* which we find especially in Cicero and which accommodates the Stoic theory of cataleptic impression.

In her paper “Teaching *Pericles*. Cicero on the Study of Nature”, Gretchen R e y d a m s - S c h i l s sets out to examine how physics fits into the histories of philosophy that Cicero includes in his work on oratory. This may sound too narrow, but the reason for this kind of inquiry is justified in my view, namely as Cicero often gives the impression to separate physics from ethics, especially when he deals with Stoicism, and if this were the case, it would lead to a misrepresentation of Stoic ethics. R e y d a m s - S c h i l s shows how Cicero brings in the argument concerning the nature of the universe in his discussion of Stoic ethics and especially of the Stoic doctrine of *oikeiosis*, especially in *De finibus* III.62–71, but also in *De legibus* and in *De natura deorum*. Cicero may distinguish or even separate Stoic physics from ethics, but he is well aware of how closely connected the two are, and he often points to this connection.

The next five papers focus on Seneca. “Tyrants, Fire, and Dangerous Things” by Andrew R i g g s b y discusses Seneca’s portrayal of anger in *De ira*. As R i g g s b y argues, Seneca uses some very interesting metaphors in order to show vividly how anger transforms humans when it rises: they become wild animals. Seneca uses metaphors involving animals like lions, wolves, rams and boars, a rhetorical technique that does not occur in any other author who describes anger, such as Philodemus or Plutarch. I would like to add that Seneca’s rhetoric does not only mean to draw a persuasive picture of anger, but also has moral purposes, namely to deter the reader from anger by showing how much we betray our human nature when we get angry.

"Precept(or) and Example in Seneca" by Matthew R o l l e r focuses on a distinct feature in Roman philosophy that we find in abundance in Seneca, namely the tendency to give examples in moral discourse. In his *Epistulae Morales* Seneca often uses historical *exempla* to serve moral argumentation. By appending such historical examples to his theoretical discussion, Seneca wants to make the latter more convincing and more illuminating to the reader. More than that, these historical examples serve purposes of admonition, of reminding or warning the reader. Further, R o l l e r argues that Seneca makes use of a specific exemplary discourse distinctively Stoic, and he presents its features. I am less sure, however, whether Seneca uses this particular Stoic exemplarity, as R o l l e r argues. He rather seems to me to conform to a general tendency of the time (which we find in Cicero and in Philodemus for instance) to illustrate moral discourse with historical examples. By doing that, they show to the reader the perpetual value of some actions and how they affect life on different occasions, including historical occasions.

Yelena B a r a z investigates how Seneca in his early work *De constantia sapientis* constructs the concept of the greatness of soul (*magnanimitas* or *magnitudo animi*). B a r a z sets out to show that Seneca, following the Stoics, seeks to displace the traditional Roman virtue of *magnanimitas* using a hierarchical model of virtue that puts wisdom (*sapientia*) at the top. Seneca seeks to establish a philosophical hierarchy that would replace a socially or professional hierarchy, and by doing that he seeks to put the Stoic wise man on the top. Yet, as B a r a z shows, Seneca's position is beset by some important difficulties, such as, first, Seneca's mixing of hierarchies and operating with all of them in his own discourse, namely social, professional, and philosophical hierarchies, and, second, Seneca's ranking people against one another with a criterion that remains little realistic, that of the Stoic *sapiens*. The elevated status of the *magnanimitas* of the Stoic sage becomes, then, rather elusive and the standard conventional model of the Roman *magnanimus* has not at the end been convincingly replaced.

The issue of the Stoic sage in Seneca is further discussed in Gareth W i l l i a m s's paper, "Seneca, the Self, and the Sublime". He focuses on how Seneca's literary ambition affects the philosophical substance and in particular on which literary devices he employs in order to depict the Stoic sage. Through careful analysis of some key passages it emerges that Seneca describes the Stoic sage with elusiveness and sublimity that make this both exceptional but also paradigmatic figure eventually obscure and remote, an elusive ideal. W i l l i a m s's paper is one of the most sophisticated of the volume in that it makes use of literary analysis in order to show how a philosophical theory is constructed, namely the theory of the Stoic *sapiens* as a moral end.

In "The Emotional Intelligence of Epicureans" Margaret G r a v e r centers on Seneca's frequent reports on Epicurean doctrines and the obvious question that she raises is how fair these are. A similar question has long been debated concerning Cicero's similar reports. G r a v e r convincingly delineates that in his writings Seneca shows quite some respect towards the Epicureans and a real appreciation for their educational method and for their insights concerning inner experience. G r a v e r's conclusion is that Seneca's commitment to Stoicism makes him critical of, but not hostile to Epicureanism. One would expect here a comparison with Cicero's treatment of the Epicureans, which is often taken to be hostile than merely critical.

The next three papers concern later Roman philosophers. Wolfgang-Rainer M a n n has written a very sophisticated paper on Epictetus, in which he takes as starting point the anecdote that Epictetus relates in his *Dissertationes* about the senator Helvidius Priscus, who was threatened with death by Vespasian, but was not intimidated by that: Epictetus presents him as a fine example. The anecdote occurs in a discourse with the title "How might one preserve

accord with one's *prosôpon* in every situation?" Inevitably the paper focuses to some extent on *prosôpon*, a topic that has been discussed quite intensely in the last decades. M a n n argues that Epictetus is committed to the importance of social roles all of us have in human society, from which specific duties arise; duties, in other words, are socially situated or embedded. M a n n further argues that there is no such role as that of being human *simpliciter*; being and acting as a human being has priority over any of the occasions that humans in specific occasions and within specific roles perform. He concludes that there is no difference between being a human being and playing the role of a human being.

The next paper deals with Apuleius. Richard F l e t c h e r in his paper "Platonizing Latin. Apuleius' *Phaedo*" scrutinizes the scanty fragments from Apuleius's translation of the *Phaedo* and more generally his translation of Platonic terminology, and comes to some very interesting results. He shows how Apuleius uses the Latin language in order to outline Plato's theory of the forms, that is, the eternal, intelligible, and divine nature of the forms on the one hand and their causality with regard to the material, changing entities of the sensible world on the other. Apuleius, F l e t c h e r suggests, uses Latin terms like *exemplum*, *forma*, *imago*, etc. in a platonizing sense and in such a way he platonizes the Latin language, that is, he turns some standard Latin words into specifically Platonic terms.

The final paper by Katja V o g t on "Why Ancient Skeptics don't doubt the existence of the External World" concludes the volume nicely. The question she asks is how ancient skeptics who expressed their doubt about lots of things did not actually come about to doubt the existence of the world. Ancient skeptics, V o g t argues, did not doubt the existence of the external world because they were much more interested in the internal mental states, on belief-formation based on the impressions we get, and not so much on what is external as the world as such. Ancient skepticism, she suggests, is more a certain kind of philosophical investigation of our beliefs, not of external things.

This is a splendid volume with papers of very high quality. More than that, it is a volume that succeeds in making clear that Latin philosophy is a distinctive and interesting field that requires sophisticated methods in order to appreciate Roman philosophers and in order to unravel the richness of their texts and the complexity of their arguments.

George Karamanolis

Daniel S m u t e k, *idem sacra cano* – Komik und Mehrdeutigkeit in Ovids *Fasti*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač. Fachverlag für wissenschaftliche Literatur 2015. (Schriftenreihe altsprachliche Forschungsergebnisse. 11.) 316 S. ISBN 978-3-8300-8498-3

„Humor can be dissected as a frog can, but the thing dies in the process and the innards are discouraging to any but the pure scientific mind." (Elwyn Brooks W h i t e, „Some Remarks on Humor" [1941], in: ders., Essays, New York et al. 1977, 243.) Komik ist ein schwer fassbares, kontextabhängiges Phänomen, das sich bis heute erfolgreich einer allgemeingültigen Definition entzieht. In diesem Sinn beschränkt sich S m u t e k auf „eine knappe komiktheoretische Standortbestimmung" (31). Er geht vom kontextualistischen Komikbegriff aus und schließt sich insbesondere an Amann an, der eine einschlägige Studie zur Komik in den *Tristia* vorgelegt hat (Martin A m a n n, Komik in den Tristien Ovids, Basel 2006).

Vielversprechend ist, dass S m u t e k den etwas vagen Begriff des Komischen mit dem der Mehrdeutigkeit koppelt. Hauptgegenstand der Untersuchung sind also Stellen, in denen Mehrdeutigkeit eine komische Auslegung nahelegt. Dabei behandelt S m u t e k nicht nur die Passagen in den *Fasti*, die traditionell als besonders komisch gelten: die erotischen Götterburlesken (z. B. die Priapus- und Faunus-Episoden, Kap. 3.5.1 und 3.6.2). Vielmehr sind nach S m u t e k Ambiguitäten mit potentiell komischer Wirkung in den *Fasti* omnipräsent, sie erscheinen sogar als „eine verklausulierte zweite komische Sphäre" (272) hinter eindeutigen frivolen Späßen an der Textoberfläche versteckt. Daher beschränkt sich S m u t e k auf eine repräsentative Auswahl, die aber „ein möglichst breites, alle programmatischen Aspekte des Kalenderkommentars (*tempora*, *causae*, *signa*) berücksichtigendes Spektrum" (20) darbieten soll. Die Präsentation folgt der Anordnung der Passagen im Textverlauf (mit gelegentlichen thematisch begründeten Abweichungen). Um den Interpretationsansatz zu illustrieren, sei Ovids auch im Titel der Arbeit zitiertes Bekenntnis *idem sacra cano* (2,7) angeführt. Dies ist zunächst eine „sachliche Ankündigung, dass sich Ovid nun neuen Themen zuwendet", es lässt sich aber auch als „scherzhafte Drohung" lesen, dass Ovid die neuen ernsten Themen *in der gleichen Weise* behandeln wird, wie die weniger ernsten Gegenstände seiner früheren Liebesdichtung. Aus der Ambivalenz resultiert eine komische Wirkung (273 mit Kap. 3.1.2). Wie in diesem Beispiel so hat die von S m u t e k herausgearbeitete Komik in den *Fasti* oft einen poetologischen bzw. metapoetischen Bezug. Es geht um das Spiel mit elegischen Normen, Gattungserwartungen und nicht zuletzt in selbstreflexiver Ausrichtung um die Rolle und das Selbstverständnis des Dichters: „Wie Ovid mit allen programmatischen Elementen seines Werkes spielt, so spielt er auch mit seiner eigenen Rolle. Mehrdeutigkeit dient hierbei wesentlich dazu, diese selbstreferentiell zu ironisieren." (276)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es S m u t e k erfolgreich gelingt, einen Eindruck von der „komische[n] Polyphonie" (272) der *Fasti* zu vermitteln.

Andreas Heil

Christine W a l d e - Georg W ö h r l e (Hg.), Gender Studies in den Altertumswissenschaften. Gender und Krieg. Trier: WVT. Wissenschaftlicher Verlag Trier 2018. (IPHIS. Beiträge zur altertumswissenschaftlichen Genderforschung. 8. Herausgegeben von Barbara F e i c h t i n g e r - Therese F u h r e r - Georg W ö h r l e - Christine W a l d e.) VII + 210 S. ISBN 978-3-86821-758-2

Sieben Beiträge sind es, in denen eine Annäherung an das schwierige Thema ‚Frauen im Krieg' versucht wird. Zugrunde liegen (mit einer Ausnahme) die Vorträge einer Tagung im Juli 2016 an der Universität Trier. Einleitend widmet sich Christine W a l d e, „Krieg – Geschlechterrollen – Altertumswissenschaften. Ein Essay" (1–18) den Themenschwerpunkten der Tagung: von „irritierende[n] Ausnahmefrauen" (1) über das Schicksal der Zivilbevölkerung bis zu literarischen und bildlichen Darstellungen. Bis zum heutigen Tag geläufige Stereotype stehen ebenso im Zentrum der Betrachtungen wie Krieg als begleitende Grundkonstante der Menschheitsgeschichte – den Begriff ‚Zivilisation' zu gebrauchen, verbietet sich hier als fundamentale *contradictio in adiecto* – und dessen literarische Gestaltung und Verarbeitung. W a l d e ist bestrebt, zeitgenössische Rezipienten von modernen zu unterscheiden. Bezogen auf Frauen im Krieg gilt es nicht nur, Geschlechterstereotypen und Klischees zu vermeiden (heldenhafter

Soldat vs. hinterlistige Rächerin), sondern auch (Handlungs)spielräume und (aktive wie passive) Rollen zu beleuchten. Zwischen diesen ‚Markierungsstangen' beschäftigt sich Annemarie A m b ü h l, „Frauen als Akteurinnen in Kriegssituationen in der antiken Historiographie und weiteren Gattungen: Das Fallbeispiel Tomyris" (19–49) mit einer Frau, die einer Rollenzuweisung, die mit Vorliebe an Frauen gemacht wurde – nämlich die des Opfers – quer durch die Genera und die Literaturgeschichte widerspricht. Die Verf. heftet sich auf die Spuren der Massagetenkönigin Tomyris, die ausgehend vom zweiten Historienbuch Herodots in Exemplaliteratur und Strategiehandbüchern untrennbar mit Kriegslist und Rache verbunden ist. Einleitend steckt A m b ü h l die üblichen weiblichen Handlungsspielräume ab, um Tomyris umso deutlicher davon abzuheben und vielmehr mit anderen herausragenden Frauengestalten (Artemisia und Pheretime) zu vergleichen. Als auffällig erkennt die Verf., „dass auktoriale Kommentare in der Tomyris-Episode praktisch durchgehend fehlen und Tomyris hauptsächlich durch ihre eigenen direkten Reden charakterisiert wird" (28). Weiters erkennt sie gestaltungstechnische Bezüge zu Epos und Tragödie – ein Element, das für Herodot bekannt ist, für Tomyris aber nicht ausgewertet wurde. Der Vergleich mit Antigone liegt auf der Hand, desgleichen der mit Hekabe, wenn auch auf unterschiedlichen Ebenen: Tomyris geht es nicht um pietätvolle Bestattung, die Rache treibt sie an. So trägt sie auch Elemente von Klytaimnestra an und in sich. A m b ü h l ist durchgehend bestrebt aufzuzeigen, dass Tomyris sich nicht in ein Schema pressen lässt. Genau das hat in der späteren Literatur zur „Vereindeutigung" (36) geführt. Zunächst gewinnen List und Rache die Oberhand, was die Verf. an der Vielzahl von Texten nachweist, schießlich mutiert sie zur „Tugendheldin" (43), immer aber bleibt sie faszinierend.

Therese F u h r e r, „Töten für den Frieden. Ambiguität in Senecas *Troades*" (51–67) rückt die Auseinandersetzung von Andromache und Odysseus bei Seneca in den Fokus und plädiert für die Ambiguität des Textes und gegen eine eindeutige Aussage. Astyanax' Tötung parallelisiert die Verf. mit politischen Hinrichtungen vor dem Hintergrund des julisch-claudischen Hofes. F u h r e r interessiert sich weniger für die Figuren als Zuschauer/innen, d. h. als Betrachter/innen des Bühnengeschehens, nicht für den Dialog zwischen den Schauspielern, sondern dafür, was das Gesprochene und Gespielte beim Publikum auslöst. Andromache sieht sie nicht so sehr als liebende Mutter denn als stolze Witwe Hektors – gegen Ende dann als selbstbewusste Trojanerin, die letztlich den Mord an ihrem Kind legitimiert. In Odysseus sieht die Verf. einen rational argumentierenden Vertreter der Sieger, aber auch einen (bedingt verständnisvollen) Vater, in Astyanax einen würdigen Sohn Hektors. Ambiguität entsteht (65) „nicht oder höchstens stellenweise verbal, sondern vielmehr durch das dramatische Narrativ". Die „sympathetische Identifikation" (65) mit Andromache ist einfacher als die mit Odysseus, doch immer wieder schimmert durch, dass die Trojanerin mehr um Hektor trauert als um ihr Kind und dass Odysseus die – in Literatur und Geschichte – längst überstrapazierte „Pflicht" (65) erfüllt, indem er Kindermord zum Zweck erklärt, der die Mittel heiligt. – Erst jüngst hat ein kurienübergreifendes Ensemble aus Studierenden und Lehrenden des Instituts für Klassische Philologie, Mittel- und Neulatein der Universität Wien unter der Gesamtleitung von Andreas Heil im Rahmen des Campusfests 2018 (campus.univie.ac.at) genau diesen zentralen Passus, die Konfrontation von Andromache und Odysseus, mit der vielsagenden Titelerweiterung „oder zeitloses Kriegsleid" zur Aufführung gebracht. In der einleitenden Chorszene der kriegsgefangenen Trojanerinnen und der psychologischen Auseinandersetzung der Trojanerin und des Griechen wurde ein Aspekt betont, der bei F u h r e r unerwähnt bleibt: die überzeitliche Gültigkeit des Seneca-Stücks, die dadurch bewiesen wurde, dass sich das kaiserzeitliche Drama erschreckend realistisch ins Heute holen lässt. – Diese grausame und bedrohliche Über-

zeitlichkeit betont Barbara F e i c h t i n g e r, „*Rapta* – ein weibliches (Nach-)Kriegsschicksal“ (69–90) in aller Deutlichkeit und wählt für ihre Beweisführung Lucretia (allerdings nicht den *locus classicus* bei Livius, sondern bei Augustinus in *De civitate Dei* 1) und Briseis’ Brief an Achill (Ovid, *Heroides* 3). Beide Texte heben sich von allen anderen (z. B. Euripides *Troerinnen*) ab: aufgrund der kritischen Haltung gegenüber den Vergewaltigern, die unmissverständlich den Tätern und nicht den Opfern die alleinige Schuld zuweist (Augustinus) bzw. weil aus der *puella rapta* eine *puella amans* wird (Ovid), die geschändete Frau, wie die Verf. pointiert schreibt, (88) „sich aus der homerischen Welt in die elegische flüchtet“.

Einen vergleichbaren Ansatz wählt Christian R o l l i n g e r, „*Vae victae*. Die Frau als Beute in der antiken (römischen) Kriegsführung“ (91–126). Er beginnt mit Kleopatra, die sich durch ihren Freitod der Zurschaustellung entzogen hat, und setzt mit einer alttestamentarischen Stelle aus dem *Deuteronomium* und einer Passage aus Shakespeares *Henry V.* fort, um mit einem drastischen Vergleich mit Massenvergewaltigungen im 20. Jh. zu schließen und so die unerträgliche(n) Realität(en) des (Belagerungs)krieges kultur- und epochenübergreifend darzustellen. Städte als Ballungsräume sind *per se* prädestiniert, um zu Zentren der Gewalt zu werden. R o l l i n g e r schildert im Folgenden beklemmend beinahe ‚standardisierte‘ Abläufe von Belagerungen in der Antike, wozu gezielte Tötungen von Männern ebenso gehörten wie Plünderung, Vergewaltigung und Kindstötungen. Er verbalisiert das drastische Spektrum an Demütigung und Gefügigmachung aber nicht nur, er visualisiert es auch an Reliefs (Mark Aurel-Säule) und Wandmalereien (Haus des Menander). Einen Epilog widmet R o l l i n g e r „Kriegsgefangenschaft und Sklaverei“ (116–121) und beschließt diesen höchst nachdenklich (121): „Das Verdienst und die Aufgabe der historischen Gender Studies im Bereich der Militärgeschichte ist es, den „see no evil, hear no evil“-Sprachgebrauch der Quellen und Teilen der Forschung zu entlarven, die, hierin dem zeitgenössischen amerikansichen Fernsehen nicht unähnlich, mit Gewalt weit weniger Schwierigkeiten zu haben scheinen, als mit gewaltsamer Sexualität: […] Hinter den beschönigenden Floskeln steckt aber neben der symbolischen auch eine menschliche Realität, eine Wirklichkeit, die den Grauen der jüngeren Vergangenheit in Bosnien, Ruanda und Darfur in nichts nachsteht – und genau dadurch an Aktualität nichts eingebüßt hat.“ – Kunstgeschichtlich-archäologischen Darstellungen von Gewalt gegen Frauen widmet sich Lothar W i l l m s, „Aias gegen Kassandra: Sexuelle Gewalt am Kriegsende und der Wandel eines Archetyps in Literatur und bildender Kunst“ (127–187). Kassandra ist neben Lucretia „das prominenteste Vergewaltigungsopfer“ (128). Diese zentrale Rolle macht einen ausführlichen literarischen „Überblick über die literarischen und ikonografischen Bearbeitungen der Aias-Kassandra-Szene“ (131–142) erforderlich, gefolgt von einem reich bebilderten Abschnitt über die „Besonderheit der Kleophrades-Hydria im Vergleich zu den übrigen Vasenbildern: Explizite Darstellung der sexuellen Komponente der Gewalt“ (142–161). Auch die verbleibenden fast 25 Seiten lassen diese Deutlichkeit nicht vermissen und untermauern die „Phallokratie“ (178). Kassandras Vergewaltigung wird zum „Archetyp“ (181) und die „Exponiertheit von Kassandras Blöße“ zum Zeichen ihrer (181–182) „Hilflosigkeit […]. Dafür spricht neben der auf sie gerichteten phallischen Aggression der Umstand, dass der Beistand von Athenas Götterbild, zu dem sich Kassandra geflüchtet hat, anders als auf früheren Darstellungen als wirkungslos erscheint.“ W i l l m s sieht darin keinen Voyeurismus, sondern einen zeitgenössischen Reflex, da „Athenas Tempel […] Xerxes’ Invasion in Attika schutzlos ausgeliefert gewesen und zerstört worden [war].“

Eine gleichsam verkehrte Gender-Welt schildert abschließend Ulrich P o r t, „Schlacht-(Un)ordnung und Geschlechter-(Un)ordnung in Heinrich von Kleists *Penthesilea*“ (189–207),

indem er sich den auf Männerraub befindlichen Amazonen widmet. Einleitend stellt er Kleists breites Quellenrepertoire vor, verortet das Stück im „Kontext einer Abwendung vom klassizistischen Antikenparadigma“ (190), gibt eine ausführliche Inhaltsangabe und Aufbauanalyse, präsentiert unterschiedliche Deutungsansätze und kommt zum bemerkenswerten Schluss (199): „Die Amazonen drehen den Spieß um. Mit ihrem Männerbeutefeldzug führen sie einen Krieg auf eigene Rechnung, der den Griechen vor Troja irrational und unlogisch vorkommen muss, weil er nicht in den bestehenden Frontverlauf eingeordnet werden kann.“ Die massivste Umkehrung trifft Achill, der von Kleists Penthesilea massakriert wird, wozu der deutsche Dichter von einer entlegenen Variante in Benjamin Hederichs Lexikon inspiriert wurde. P o r t erkennt eine genuin (205–206) „misogyne Botschaft […], die Voltaire vierzig Jahre früher im Amazonen-Artikel seines *Dictionnaire philosophique* (1764) in ein vergiftetes Lob eingekleidet hatte: Ja, es gibt sehr wohl bewunderunsgwürdigen weiblichen Heroismus im Krieg, zur Führung eines langfristig erfolgreichen Gemeinwesens sind Frauen jedoch nicht in der Lage.“

Der Tagungsband besticht zum einen durch seine thematische und methodische Vielfalt bei gleichzeitig zahlreichen Verbindungslinien zwischen den Beiträgen, zum anderen durch die Tatsache, dass sich die Gender Studies in den Dienst der Interpretation von Literatur und Materialkultur stellen und nicht umgekehrt, dass aktualisiert wird, wo es ebenso angemessen wie zielführend ist, anachronistische Projektionen jedoch durchgehend vermieden sind.

Sonja Schreiner

Sigrid S c h o t t e n i u s C u l l h e d - Mats M a l m (eds.), Reading Late Antiquity. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2018. (Bibliothek der klassischen Altertumswissenschaften. Hg. von Jürgen Paul S c h w i n d. Neue Folge. 2. Reihe. Band 156. The Library of the Other Antiquity. Marco F o r m i s a n o [ed.]) 267 S. ISBN 978-3-8253-6787-9

Brüche, Übereinstimmungen, Geringschätzung, Aufwertung: Diese Begriffe waren noch vor nicht allzu langer Zeit mit der Beurteilung der griechischen und lateinischen Literatur der Spätantike und der Zeit des Übergangs zur byzantinischen Literatur verbunden. Die Beziehungen einzelner Autoren zueinander, die Rezeption literarischer Produkte jeweils früherer Zeit hat indes gelegentlich, und in den letzten Jahrzehnten häufiger, das Interesse der Interpreten gefunden. Die – oft sehr punktuelle – Rezeption spätantiker Literatur im Mittelalter und der Neuzeit hingegen beschränkt sich i. a. auf einzelne Autoren und Texte, und oft ist es ein gewisses Erstaunen, das zur Beschäftigung mit den Texten späterer Epochen führt. Außerdem hatte die Bezeichnung ‚Spätantike‘ im allgemeinen Sprachgebrauch zunächst, wie es scheint, keine genau definierten zeitlichen oder geographischen Grenzen, die Zeit wurde ganz allgemein als eine Epoche des Übergangs angesehen. Texte und Autoren wurden zwar, wie viele andere auch oft in einem Wettlauf um die Erstausgabe, relativ früh nach Handschriften gedruckt, doch moderne, den im 19. und 20. Jh. entwickelten textkritischen Standards entsprechende Ausgaben, die eine Weiterbeschäftigung mit gesicherten Texten ermöglichen, fehlen für manche Autoren bis heute.

Der vorliegende Band versammelt Beispiele für die Rezeption spätantiker Texte, doch sind die Fragestellung und die Ergebnisse anders als gewohnt. „Reading Late Antiquity“ meint das Aufgehen und das Weiterwirken von Texten der späteren Antike, das Aufnehmen von Fragestellungen in intellektuellen und literarischen Diskussionen einer langen Reihe früherer Interpretationen und Anwendungen seit dem Ende der griechisch-römischen Welt. Der Fokus liegt

auf der Beobachtung, dass die Rezeption von Texten spätantiker Autoren oft unvermutet aufscheint, häufig gerade in Zeiten des Wandels und von Krisen, um dann wieder vernachlässigt und vergessen zu werden. Man suchte und fand offenbar Fragestellungen und Antworten, die sich aus ähnlichen historischen Entwicklungen ergaben, das Erkennen einer literarischen Tradition, gebrochen oder kontinuierlich, war damit nicht verbunden. Ablehnende und oft herablassende Urteile lassen sich vielleicht auch auf diese Weise erklären.

Der Band dokumentiert eine Tagung, die im Jahre 2015 in Stockholm stattgefunden hat. Die Beiträge sind in drei großen Abschnitten angeordnet und bieten eine ausgezeichnete Zusammenstellung oft überraschender und weiterführender Beispiele für diese Art der ‚zeitgebundenen' Rezeption: Im ersten Teil („Theoretical Outlooks") sind Beiträge zu theoretischen und methodologischen Grundfragen für den Zugang zu spätantiker Literatur zusammengefasst. James Uden, „Untimely Antiquity: Walter Pater and the ‚Vigil of Venus'" beschreibt die Behandlung der Zeit in Walter Paters „Marius the Epicurean" (1885) und im *Pervigilium Veneris* und sieht vor allem im Nebeneinander von Vergangenheit und Zukunft in beiden Werken ein Paradigma für Zeitsprünge und Zeitebenen in literarischen Werken: „In reading Late Antiquity with Pater, our challenge is not the familiar one of taking late antique literature on its own terms. [...] Rather, the challenge is to embrace the idea of multiple temporalities in *any* literary work, the way literary works *always* seem to look both backwards and forwards, *always* both early and late." (31/32). – Der Gedanke wird weiterentwickelt von Marco Formisano in seinem Beitrag „Fragments, Allegory and Anachronicity: Walter Benjamin and Claudian" mit der These, dass anachronistische Brüche und fragmentierte Zeit der lateinischen Literatur der späteren Antike immanent sind und nicht primär auf konkrete historische Situationen zurückgeführt werden können. – Im darauf folgenden Beitrag untersucht Jesús Hernández Lobato, „Late Antique Foundations of Postmodern Theory: A Critical Overview", den möglichen Einfluss, den heidnische und christliche intellektuelle Diskurse auf literarische Theorien der Postmoderne gehabt haben könnten, und vergleicht sie mit modernen Herangehensweisen.

Der zweite Teil („Decadence and Decline") behandelt wissenschaftliche Trends (etwa in der Historiographie), literarische Texte und Kunstrichtungen in Frankreich, Italien, Österreich, der Schweiz und Deutschland, die zur Beurteilung der späteren Antike als Zeitalter des Niedergangs und Verfalls geführt haben. Olof Heilo arbeitet unter diesem Blickwinkel Tendenzen in einem frühen Werk von Jacob Burckhardt, „Die Zeit Constantins des Großen" (1853), heraus, die er als Übergang von der Antike zum Christentum und zum Mittelalter verstand mit Tendenzen, die zu einem Niedergang der Kunst und der Beurteilung von Schönheit geführt hätten (die Burckhardt auch für seine eigene Zeit diagnostiziert). Das Grundkonzept habe er dann auf „Die Kultur der Renaissance in Italien" (1860) übertragen, nur mit umgekehrter Wirkung, höchster Schätzung von Kunst. – Die Idee des Niedergangs eines Zeitalters führte schließlich zur Stil- und Moderichtung der Decadence, vor der Scott McGill in seinem Beitrag „Reading Against the Grain: Late Latin Literature in Huysmans' *À rebours*" Commodian, Claudian, Prudentius und Sedulius als im Hintergrund stehende Texte (konkret in der Bibliothek der Hauptfigur des Romans) untersucht, in denen gesellschaftliche, sprachliche und politische Verfallserscheinungen thematisiert sind. – Vorstellungen einer zyklischen Abfolge von Aufstieg und Niedergang von Staatsgebilden (und besonders in den Staaten Europas) waren zur Zeit des Ersten Weltkriegs und der Oktoberrevolution in Russland verbreitet und fanden ihren Niederschlag naturgemäß auch in Erkenntnissen der historischen Forschung. Stefan Rebenich, „Late Antiquity, a Gentleman Scholar and the Decline of Cultures: Oswald Spengler and *Der Untergang des Abendlandes*" verweist auf die aus der Zeit heraus erklärbaren Darstellungen

besonders populär gewordener Werke: Oswald Spengler, „Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte“ (1918–1922) und Otto Seeck, „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“ (1895–1920). – Im folgenden Beitrag beschreibt Sigrid Schottenius Cullhed, „Rome Post Mortem: The Many Returns of Rutilius Namatianus“, wie der Dichter in England und Frankreich für manche Autoren Zeitereignisse zu spiegeln schien und besonders nach dem Ersten Weltkrieg in Italien zum Brennpunkt von Vorstellungen einer Wiedererrichtung des Römischen Reiches wurde. – Eine besondere Anziehungskraft für die Dekadenzbewegung hatte die Geschichte der Kaiserin Theodora und die Hauptquelle für deren Darstellung in vielen romanhaften Texten, die ‚Geheimgeschichte‘ Prokops. Henriette Harich-Schwarzbauer erinnert mit ihrem Beitrag „Alma Johanna Koenig’s *Der heilige Palast*: The Rise and Fall of Theodora in the Belletrist of the *Wiener Moderne*“ an eine Autorin und ihr Werk, die zu Anfang des 20. Jh. populär und viel gelesen war, von den Nazis verboten und während des Zweiten Weltkriegs ermordet wurde. (Vielleicht hat dann auch der 1953 erstmals erschienene populäre Theodora-Roman von Trude Fontana, „Die Herrin von Byzanz. Roman einer genialen Frau“ zur Verdrängung beigetragen.) – Der letzte Beitrag in diesem Kapitel behandelt religiöse Kämpfe der Spätantike, umgesetzt in Text und Musik: Chiara O. Tommasi, A Byzantine Phaedra between Paganism, Heresy and Magic: The Tragic Fate of Silvana in *La Fiamma* by Ottorino Respighi and Claudio Guastalla (1934).“ Der byzantinisch-italienische Rahmen wurde gewählt, um die Spannungen zwischen Christentum, asketischer Lebenshaltung und heidnischer Weltanschauung, wie sie in der Spätantike vorgegeben sind, in das Italien des frühen 20. Jh. spiegeln zu können.

Im dritten und letzten Teil („Continuities and Transformations“) sind Texte und Quellen zusammengestellt, in denen spätantike Vorbilder auf verschiedene Weise genützt werden oder im Hintergrund erscheinen. Im Beitrag „Versifications of the Book of Jonah: Late Antique to Late Medieval“ zeigt Ad Putter die auffällig gleichartige Gestaltung der Geschichte von Jona und dem Wal im *Carmen de Jona et Ninive* (Ps.-Tertullian), bei Prudentius im *Cathemerinon*, bei Marbod von Rennes und in einer mittelenglischen Dichtung. Zu beobachten ist ein jeweils gleichartiger Aufbau, dieselben Details, die nicht aus der biblischen Erzählung stammen, und der ähnlich gehaltene Tenor der Geschichte. – David Westberg, „Literary *mimesis* and Late Antique layer in John Doukas’ (or Phokas’) *Description of Palestine*“ untersucht die Rezeption des Rhetors Chorikios von Gaza aus dem 6. Jh. bei Johannes Phokas in der Beschreibung seiner Pilgerreise in den Orient im 12. Jh. Johannes nimmt den Rhetor nicht nur als Vorbild, sondern betont dies auch in seiner Darstellung, was nach moderner Sichtweise durchaus auch die Frage nach Entlehnung oder Übernahme aufwirft. – Eine ähnliche Fragestellung behandelt auch Helena Bodin in ihrem Beitrag „‚I sank through the Centuries‘: Late Antiquity Inscribed in Göran Tunström’s Novel *The Thief*“. Die 1986 veröffentlichte Erzählung spielt abwechselnd im 20. Jh. in Schweden und im Ravenna des 6. Jh. Es geht dabei um den Codex Argenteus, die gotische Prachthandschrift in Uppsala, um Schreibpraktiken und Schreibmaterial, um Fälschung und Kopie, und zur Herstellung des Zeitkolorits fügt der Autor Textstellen aus der Darstellung des Gotenkriegs bei Prokop ein. – Der letzte Beitrag, Catherine Conybeare, „*Mundus totum exsilium est*: On Being Out of Place“, behandelt Augustinus-Rezeption bei Edward Said, Out of Place: A Memoir (1999), einem autobiographischen Projekt, das sich strukturell und auch in der Zeichnung mancher Figuren mit den *Confessiones* berührt, ohne diese aber ausdrücklich zu nennen oder zu zitieren. Einen Grund für diese Überschreibung und die Vorbildhaftigkeit des Augustinus sieht Conybeare in der von beiden Autoren jeweils empfundenen Fremdheit in ihrer Welt.

Der Band bietet im Ganzen eine gelungene, in verschiedenen Annäherungen erhellende Zusammenstellung einer interessanten und in dieser Form noch nicht präsentierten Sichtweise auf die Rezeption spätantiker Texte und ihrer Welt: *Die Toteninsel* von Arnold Böcklin auf dem Umschlag des Buches soll wohl die Annäherung an das dunkle, dennoch in sich erhellte Unbekannte symbolisieren.

Herbert Bannert

Josef N. Neumann, Behinderte Menschen in Antike und Christentum. Zur Geschichte und Ethik der Inklusion. Stuttgart: Anton Hiersemann 2017. (Standorte in Antike und Christentum. 8. Hg. von Marco Frenschkowski.) XI + 248 S. Ill. ISBN 978-3-7772-1713-0

Der Medizinethiker Josef N. Neumann legt mit dem achten Band der Reihe „Standorte in Antike und Christentum" ein bemerkenswertes und ein berührendes Buch vor. Nach einer ausführlichen Begriffsbestimmung stellt er anhand von sensibel interpretierten Zeugnissen unterschiedlichster Art die gesellschaftliche (und individuelle) Haltung gegenüber Menschen dar, die anders sind als die Mehrheit – und er tut dies quer durch die gesamte quellenbasiert belegbare Menschheitsgeschichte. Neumanns Erkenntnisse können einen wesentlichen Beitrag zur Inklusion leisten, da er aufzeigt, dass es über weite Zeitläufte ganz ‚normal' war, Anderssein *per se* so zu nehmen, wie es ist: eine gleichberechtigte Spielart der Natur (was Exklusion aufgrund gruppendynamischer Begleitprozesse aber keineswegs ausgeschlossen hat). Neumanns Buch besticht durch die wohlponderierte Mischung aus Medizin(geschichte), Ethik, (Natur)philosophie, Mythologie, Kult und Religion. Dazu kommt eine Vielzahl von Texten und Kunstwerken, die gefühlvoll – und z. T. neu und überzeugend – interpretiert werden, und (schonungslose) Einblicke in den Alltag behinderter Menschen.

In einer konzisen Einleitung von knapp 20 Seiten definiert der Verf. die für das Verständnis alles Weiteren wichtigen Grundlagen (darunter: Hoffnung, Angst, Behinderung in der Gesellschaft, Sprechen über Behinderung, Anders- und Fremdsein, Ex- und Inklusion). Neumann zieht im Sinne der hohen Variabilität im Rahmen der Evolution den (allerdings auch nicht positiv besetzten) Begriff ‚Missbildung' dem der ‚Fehlbildung' vor, plädiert für sorgsamen Umgang mit der Definition von ‚Zugehörigkeit' und ‚Nichtzugehörigkeit' und dokumentiert die Veränderung zum Positiven, wenn es um gesellschaftliche Akzeptanz und Sichtbarkeit von Behinderung oder – wie er es alternativ gerne nennt – ‚Einschränkung' geht. Die zweifelsfrei wichtige Barrierefreiheit geht Neumann nicht weit genug: Er verlangt eine (19) „Überwindung der Zweiteilung der Gesellschaft in Behinderte und Nichtbehinderte", eine „Einheit der Gesellschaft als Lebensgemeinschaft […], zu der prinzipiell jede(r) vom Menschen Geborene gehört und kein ‚Rest' von Ausgesonderten sein soll." Die historische Betrachtung – der lange Weg von der Ex- zur Inklusion – ist ihm aus mentalitätsgeschichtlichen Erwägungen wichtig, da die Haltung gegenüber ‚Anderen' nicht *ad hoc* entsteht, sondern tief verankert ist. Er beginnt in Mesopotamien und Ägypten, wo missgebildete und/oder behinderte Menschen auf die Obrigkeit angewiesen waren, weist an Knochenfunden von Neandertalern nach, dass es Obsorge für diese Menschen gab und zitiert eine Fülle eingängiger Passagen aus frühester medizinischer Literatur und der Bibel, die die Alltäglichkeit von Behinderungen unterschiedlichster Art und deren oft metaphorische Bedeutung und Überwindung durch die messianische Heilszeit zeigen, während das antike Griechenland „Missbildungen als göttliche Schickungen" (41) deu-

tete. Interessant ist, dass N e u m a n n die Ausgrenzung des Hephaistos stärker in seiner Selbstwahrnehmung (die durch die Haltung seines Umfeldes negativ beeinflusst wird) sieht als in seiner tatsächlichen Behinderung; Ähnliches gilt für Thersites, den Gegenentwurf zu Odysseus, dem Inbegriff „eines öffentlich propagierten Körperideals" (46), dessen Überbetonung zu Ausgrenzung, Demütigung und defensiv-aggressiven Gegenreaktionen führt.

Dunkle Kapitel der Menschheitsgeschichte (Behinderung als Fluch; Aussetzung oder gar Tötung von missgebildeten Babys; Erklärung Behinderter zu Sündenböcken – auch rituell) klammert der Verf. nicht aus, wobei er sich stets um den Ausgleich von Beleglage und Dunkelziffer bemüht zeigt. – Medizinische und naturphilosophische (Irr)lehren werden in gebotener Breite referiert. Entscheidend ist die Beobachtung, dass in der Antike keine systematische Erfassung sämtlicher möglicher Missbildungen gemacht wurde; was jedoch an Beschreibungen vorhanden war, wurde in Beziehung zu Maßstäben an ‚Normalität' gesetzt, wozu auch gehörte, dass Abweichungen mit weniger hochstehender Moral verbunden wurden. Bildliche Darstellungen deformierter Körper, als sogenannte ‚Grotesken' ab dem Hellenismus recht verbreitet, hatten apotropäische Funktion, sollten aber auch zum Nachdenken anregen: So wird der ‚Bucklige der Villa Albani' als Verbindung eines hehren Geistes mit einem nicht der ‚Norm' entsprechenden Körper verstanden. Breiten Raum nehmen *monstra* in verschiedenen Gattungen der römischen Literatur ein – allen voran steht die *Naturalis historia* des Plinius maior, bei dem ein gewisser Paradigmenwechsel Platz zu greifen beginnt. Entsprechend seiner Auffassung von Natur sind die (105) „wie auch immer gestalteten Menschen als Teil der alles Lebendige umfassenen Physis zu begreifen." An einer Fülle von Bibelstellen kann N e u m a n n überzeugend nachweisen, dass das Christentum die Spirale der Gewalt durchbrochen und dem Sündenbockritual ein Ende bereitet hat, wenngleich die Besessenheit durch Dämonen immer wieder thematisiert und die Heilung im tief empfundenen Glauben gesucht (und gefunden) wurde. In der Literatur der Kirchenväter erscheinen stets die Menschen, nie der Schöpfergott als verantwortlich für Abweichungen – bei gleichzeitiger Fürsorgetätigkeit durch die frühchristliche Diakonie. Von besonderem Interesse ist die (im Vergleich zum orthodoxen Judentum) offenere Haltung hinsichtlich der Öffnung klerikaler Ämter für Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen. – Die Ikonographie zeigt Menschen mit Behinderung bevorzugt im Kontext von Heilungen, während Mischwesen jedweder Art „unterschiedslos zu Metaphern für eine bedrohte Ordnung" (140) wurden. Dazu fügen sich makabre mittelalterliche Rituale wie Totenfeiern zu Lebzeiten für Leprakranke und erstaunliche Kontinuitäten, wie z. B., dass selbst Paracelsus noch nicht frei war vom Glauben an den ‚Wechselbalg', für den er eine ‚wissenschaftliche' Erklärung suchte.

Berührend ist N e u m a n n s ausführliche Interpretation von Andrea Mantegnas *Madonna delle Cave* (ca. 1490), einem Gemälde, auf dem das Jesuskind recht evidente Zeichen mentaler Beeinträchtigung (und bei genauem Hinsehen auch körperliche Merkmale des Downsyndroms) zeigt. (Nicht zufällig hat der Verf. genau dieses Gemälde für den Titel seiner Monographie gewählt.) Im Vergleich mit weiteren Bildern Mantegnas und Andachtsbildern kann N e u m a n n zeigen, dass der Künstler zwar nicht bewusst Trisomie 21 darstellen wollte – die Chromosomenanomalie wurde erst im 19. Jh. beschrieben –, jedoch sehr wohl Trost und Kraftspende für betroffene Mütter intendiert war: Sie sollten erkennen, (168) „dass keine Mutter mit ihrem Kind von der Zuwendung der Gottesmutter und des göttlichen Kindes ausgeschlossen, vielmehr jeder Mensch hineingenommen ist".

Überleitend zu einer „wissenschaftlichen Teralogie" (177) illustriert der Verf. die Alltäglichkeit Kleinwüchsiger und ‚Hofnarren' im höfischen Leben am Schaffen von Andrea

Mantegna und Diego Velázquez. Das neue Medium des Buchdrucks – N e u m a n n wählt Hartmann Schedel, Sebastian Münster und Johann Jakob Wick als Beispiele – geht einher mit einer weniger eindimensionalen „Deutung von Missbildungsphänomenen" (177), weg vom reinen „Wesenszug der Exklusion" (177), aber immer noch mit Elementen von etwas, das man heute als Sensationsberichterstattung bezeichnen würde, wenngleich explizit negative Charakterisierungen als ‚Monster' fehlen. Parallel verstärkt sich – keineswegs frei von theologischen Einflüssen – medizinisches Interesse (Jobus Fincelius, Eucharius Rösslin, Jakob Rueff, Ambroise Paré). Die Ursachenfrage konnte erst mit den Fortschritten in der Anatomie und Embryologie einer Lösung nähergebracht werden: Caspar Friedrich Wolff entdeckte – mit William Harvey als Vorläufer – die Epigenese, die die Präformationslehre ablehnte. Der Durchbruch gelang Johann Friedrich Meckel d. J. am Beginn des 19. Jh. mit seinen Forschungen zu Terato-, Embryo- und Phylogenese. Seit ihm muss die (202) „Frage nach dem Normalen neu gestellt werden". N e u m a n n beschließt sein wichtiges Buch mit gut 20 Seiten über medizinethische Überlegungen, insbesondere im Bereich der Pränataldiagnostik und einem besonders lesenswerten Unterkapitel mit dem pragmatischen Titel „Ethische Herausforderung Solidarität" (218–224). Der Verf. plädiert für Mitleid als echte Sym- und Empathie, nicht als demonstrativ-bedauernde Demütigung, denn (225): „Mit Einschränkungen zu leben ist keine Ausnahmesituation, sondern Normalität."

Sonja Schreiner

Karl Krumbacher, Leben und Werk. Herausgegeben von Peter S c h r e i n e r und Ernst V o g t. München: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Kommission beim Verlag C.H. Beck 2011. (Bayerische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte Jahrgang 2011, Heft 4.) 147 S. Ill. ISSN 0342-5991; ISBN 978-3-7696-16590

Dieser aus Anlass des hundertsten Todestages von Karl Krumbacher (1856–1909) zusammengestellte Band dokumentiert und erläutert in vier Abschnitten die Lebens- und Zeitumstände, die Leistungen für die Etablierung der Byzantinistik als Unterrichtsfach (zunächst mit einer Venia für das Fach ‚Mittel- und neugriechische Philologie', 1884), das wissenschaftliche Werk und das Wirken des Gelehrten in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Die eigentliche Bedeutung Krumbachers liegt darin, dass er – ausgehend von der klassischen Philologie – immer weiter voranschreitend die Verwendung der griechischen Sprache verfolgte, ohne die üblichen Begrenzungen etwa im 5. oder 6. Jh. zu beachten, und so schließlich auch deren Weiterentwicklung zur gesprochenen Volkssprache im Griechenland des ausgehenden 19. Jh. (δημοτική) gegen die Verwendung einer künstlich geformten ‚reinen' Sprache (καθαρεύουσα) verteidigte – und damit in den griechischen Sprachenstreit geriet. Besonders wichtig und folgenreich war die Herausgabe der „Geschichte der byzantinischen Litteratur von Justinian bis zum Ende des oströmischen Reiches (527–1453)" im „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft" (^{1}1891, ^{2}1897, stark erweitert und ergänzt), gezielt konzipiert als Fortsetzung der in derselben Reihe mit Justinian und dessen Eingreifen in die intellektuelle Bildung durch Schließung der Philosophenschulen im Jahre 529 endenden „Geschichte der griechischen Litteratur bis auf die Zeit Justinians" von Wilhelm von Christ (^{1}1888 und ^{2}1890). Mit diesem Werk, dessen Erscheinen im Rahmen eines Handbuchs unübersehbar war, wurde unmissverständlich festgelegt, dass die griechische Literatur nicht im Altertum endet, und mit diesem Be-

weis trat auch die nachklassische (oder auch nachspätantike) Literatur ins Blickfeld der Literatur- und Sprachwissenschaft. Nicht zuletzt mit Berufung auf diese von ihm selbst geschaffenen Tatsachen begründete Krumbacher schließlich die Byzantinistik als eigenständiges Forschungs- und Studienfach an der Universität München (ab 1897).

Die Beiträge des Bandes behandeln „Karl Krumbacher und seine Zeit“ (Albrecht B e r g e r), „Die Begründung der Byzantinistik als wissenschaftlicher Disziplin“ (Franz Ti n n e f e l d), „Das wissenschaftliche Werk Karl Krumbachers“ (Peter S c h r e i n e r), und „Karl Krumbacher als Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften“ (Ernst V o g t). Ein Anhang von 60 Seiten bietet mit einem „Verzeichnis der Briefe an Karl Krumbacher in der Nachlass-Sammlung der Bayerischen Staatsbibliothek“ eine Aufschlüsselung von 6815 Briefen und Postkarten von mehr als 1360 Absendern an Karl Krumbacher nach Personen und, soweit feststellbar, deren Daten und Professionen, als Grundlage für weitere biographische Forschungen.

Herbert Bannert